

Leseprobe aus:

Peter Buwalda

Bonita Avenue



PETER BUWALDA

**BONITA
AVENUE**

ROMAN

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PETER BUWALDA

BONITA AVENUE

Roman

Aus dem Niederländischen
von Gregor Seferens

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien
2010 unter dem Titel «Bonita Avenue»
im Verlag De Bezige Bij, Amsterdam.

Der Rowohlt Verlag dankt der Niederländischen
Literaturstiftung für die Förderung
der Übersetzung.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Bonita Avenue» Copyright © 2010 by Peter Buwalda
Umschlaggestaltung any.way, Walter Hellmann,
nach der Originalausgabe (Coverdesign: Studio Jan de Boer, Amsterdam)
(Umschlagabbildung: Nirrimi Hakanson)
Satz Arno Pro, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25843 5

«Ich bin ein Naturtalent. Ich weiß zwar, dass Eigenlob stinkt, aber dennoch stimmt es. Judo ist ein knallharter, kaltblütiger Sport. Ich habe mich oft genug in meinem Leben übers Ohr hauen lassen, und ich bin naiv, aber auf der Matte ist das anders. Dort bin ich eine Rechenmaschine.»

Wim Ruska

«Ich bin für euch das, was ein Gladiator für den römischen Bürger war, verstehst du.»

Sasha Grey

Als Aaron an einem Sonntagnachmittag des Jahres 1996 von Joni Sigerius zum umgebauten Bauernhof ihrer Eltern mitgenommen wurde, um dort offiziell vorgestellt zu werden, gab ihr Vater ihm schmerzhaft fest die Hand. «Du hast das Foto gemacht», sagte er. Oder war es eine Frage?

Siem Sigerius war ein gedrungener, dunkel behaarter Mann mit einem Paar Ohren, auf das man unwillkürlich den Blick richtete; sie waren gekräuselt, sahen aus wie frittiert, und weil Aaron Judo gemacht hatte, wusste er, dass es Blumenkohlohren waren. Die bekam man davon, dass die groben Baumwollärmel ständig an ihnen entlangscheuerten, dass die Ohrmuscheln immer wieder zwischen harten Körpern und rauen Matten zusammengefaltet wurden, so sammelten sich Blut und Eiter zwischen dem Knorpel und der babyweichen Haut. Wer nichts dagegen unternahm, wurde die verhärteten Schwellungen und Beulen irgendwann nicht mehr los. An Aarons eigenem Kopf saßen zwei ganz normale, unversehrte Pfirsichohren; Blumenkohlohren waren den Champions vorbehalten, den monomanen Kerlen, die Abend für Abend über die Tatami rutschten. So ein Kräuselohr musste man sich verdienen, da steckten Mannjahre drin. Zweifellos trug Jonis Vater sie als Ehrenzeichen, als Beweis für Tatkraft und Männlichkeit. Wenn Aaron früher bei Turnieren einem solchen am Ohr markierten Tier gegenüberstand, bemächtigte Angst sich seiner;

für ihn war ein Blumenkohlrohr letztlich ein schlechtes Omen, er war ein mieser Wettkampfsjudoka. Um zu verbergen, dass er beeindruckt war, erwiderte er: «Ich mache laufend Fotos.»

Sigerius' Ohren bewegten sich leicht. Sein kurzgeschnittenes Kraushaar bedeckte wie Filz den breiten, platten Schädel. Obwohl er Anzüge oder Cordhosen zu Poloshirts von Ralph Lauren trug, die Uniform der Arbeitgeber, der Arrivierten, hätte man ihn wegen seiner Ohren und des büffelartigen Körpers nicht für jemanden gehalten, der an der Spitze einer Universität stand, geschweige denn geglaubt, dass er als der größte niederländische Mathematiker seit Luitzen Brouwer galt. Einen Mann mit seiner körperlichen Erscheinung vermutete man eher auf dem Bau oder nachts an einer Autobahn, in einer fluoreszierenden Weste hinter einem Bottich mit Teer. «Du weißt genau, welches Foto ich meine», sagte er.

Joni, Jonis Schwester Janis, seine Frau Tineke, alle in dem großen Wohnzimmer wussten, welches Foto Sigerius meinte. Es handelte sich um das Foto, das ungefähr ein Jahr zuvor großformatig in der Zeitung der Tubantia University veröffentlicht worden war, der kleinen Campusuniversität in den Wäldern zwischen Hengelo und Enschede, deren Rector magnificus Sigerius war. Das Foto zeigte ihn am Ufer des Amsterdam-Rhein-Kanals, breitbeinig und mit nackten Füßen im schlammigen, plattgetretenen Gras, lediglich mit einer Krawatte bekleidet, unter seinem sich behutsam wölbenden Mittfünfzigerbauch war sein Geschlechtsteil deutlich zu sehen. Die Aufnahme fand sich in den Tagen danach auch in fast allen überregionalen Zeitungen, vom *NRC Handelsblad* bis *De Telegraaf*, und schließlich sogar in der *Bild* und einer Tageszeitung in Griechenland.

«Ich hab da so eine gewisse Ahnung», gab Aaron zu, wobei er sich fragte, ob Joni es ihrem Vater gesteckt hatte oder ob der

ihn einfach wiedererkannte: den großen, kahlköpfigen Fotografen der *Tubantia Weekly*, der bei öffentlichen Auftritten mit seiner Spiegelreflexkamera den Rektor wie eine Schmeißfliege umschwirrte. Letztere Möglichkeit fand er schmeichelhafter, so wie jeder auf dem Campus es schmeichelhaft gefunden hätte, von dem charismatischen Mann bemerkt zu werden, der Aaron in diesem Moment die Hand drückte.

Seit seinem Amtsantritt im Jahr 1993 war Siem Sigerius der leuchtende Mittelpunkt der Tubantia University, eine gleißende Sonne, um die achttausend Studenten und hart arbeitende Akademiker ihre ruhigen Ellipsen drehten, erstaunt, aber dankbar, dass sie ausgerechnet ihren Campus wärmte und nicht die Regierungszentrale in Den Haag, wo Sigerius eine Berufung zum Staatssekretär abgelehnt hatte, oder eine der großen amerikanischen Universitäten, die um seine Gunst warben. Zum ersten Mal hatte Aaron Jonis Vater im Fernsehen gesehen, etliche Jahre zuvor, er wohnte noch bei seinen Eltern in Venlo. Im August nach seinem Abitur hatte irgendetwas ihn und seinen Bruder zu fanatischen Zuschauern der Talkshow *Sommergäste* werden lassen, und an einem dieser anregenden, lehrreichen Sonntagabende saß dem Moderator Peter van Ingen ein als Mathematiker arbeitender Judoka oder vielleicht auch ein Judo machender Mathematiker gegenüber, ein Mann jedenfalls, der von Wim Ruska über ruhelosen Jazz, Tokio 1964 und den Unterhaltungskünstler André van Duin zu Vorträgen über Primzahlen und Fermats letzten Satz wechseln konnte. Aaron erinnerte sich an einen Kurzfilm, in dem ein redseliger Naturwissenschaftler es vermochte, eingeschworenen Geisteswissenschaftlern wie ihm und seinem Bruder das Gefühl zu geben, sie wüssten nun in etwa, was Quantenmechanik ist. («Richard Feynman», sagte Sigerius später, «den hatten wir damals gerade zu Grabe getragen.») Er selbst

rieb sich das stoppelige Kinn und erzählte von Computern, vom Weltall, von Maurits Escher, als wäre es verschwendete Zeit, jemals über etwas anderes zu reden. Offenbar hatte er Judokämpfe gegen Geesink und Ruska bestritten, doch in der Talkshow war er vor allem deshalb zu Gast, weil ihm die Fields-Medaille verliehen worden war, eine Auszeichnung, die van Ingen den Nobelpreis für Mathematik nannte.

Danach hatte Sigerius sich zum nationalen Hätschelwissenschaftler entwickelt. Regelmäßig trat der Rektor nach einem Arbeitstag auf dem Campus in einer Nachrichtensendung oder bei *Barend & Van Dorp* auf, wo er Aktuelles wissenschaftlich kommentierte, funkelnd intelligent und zugleich merkwürdig volksnah, nie brachte er ein Wort Fachchinesisch an. Als Fotograf der *Weekly* war Aaron dabei gewesen, als Sigerius die Leitung der Universität übernommen hatte, und was seine Kamera sah, sahen alle: Das war der Mann, den die Tubantia brauchte. Indem er einfach nur der war, der er war, erlöste er ihre vernachlässigte, sanft eingeschlummerte Calimero-Universität aus ihrem provinziellen Twenter Wartestand. Bereits in seiner Antrittsrede versprach er, die Tubantia zur führenden Forschungsuniversität der Niederlande zu machen, ein Satz, der am Abend in den Hauptnachrichten gesendet wurde. Er war ein Medienmagnet: Sobald irgendwo das Wort «Universität» fiel, erschienen seine Blumenkohlhören im Bild und verkündete *ihr* Rektor im Namen *ihrer* Universität seine Meinung über die Wettbewerbsfähigkeit der universitären Forschung in den Niederlanden, über Mädchen und Technik, über die Zukunft des Internets oder was auch immer. Es kostete ihn auch keine Mühe, internationale Spitzengelehrte anzulocken. Vielleicht war es schade, dass die Fields-Medaille kein wirklicher Nobelpreis war, natürlich war es schade, doch seine Aura mathematischer Genialität verzauberte Geldgeber, die in

Grundlagenforschung investieren wollten, zahllose Abgeordnete, die Forschungsmittel vergaben, Telekommunikationsriesen und Chiphersteller, die ihre Laboratorien im Umfeld der Universität errichteten. Und vielleicht verzauberte er sogar Schüler, schließlich kannten auch die sein stoppeliges Gesicht aus dem Fernsehen; und nicht zu vergessen die Jeunesse dorée, denn alle Jahre wieder mussten die Nervensägen ins Twenter Provinznest gelockt werden, und wie beschwört man Kinder, wie verhext man sie?

Der Rattenfänger der Tubantia mit bloßem Gemächt. Er sagte: «Gute Arbeit», und ließ Aarons Hand los.

Das Foto war an einem Sonntagnachmittag in Houten aufgenommen worden, gleich nachdem die Varsity ausgetragen worden war, die traditionelle Studentenregatta mit Booten aller Universitäten. Blaauwbroek, der Chefredakteur der *Weekly*, hatte Aaron prophezeit, dass etwas Außergewöhnliches passieren werde: Das Tubantiaboot hatte einen olympischen Einer-Ruderer an Bord *und* einen Mann, der mit dem Holland-Achter in Atlanta antreten würde. Trotzdem war es bemerkenswert, dass ein Rector magnificus seinen freien Tag opferte, um sich in einem Reisebus voller trinkender Corpsstudenten zum Amsterdam-Rhein-Kanal bringen zu lassen. Während der unwichtigen Rennen beobachtete Aaron ihn aus dem Augenwinkel, zwischen Theke und hölzerner Tribüne im feuchten Gras des Vordeichs, in Gesellschaft eines *rat pack* von Berufsstudenten, den Siem-Sagern, dem klassischen Studententyp, der alles tat, um den Rektor für sich einzunehmen. Sigerius schien Gefallen an den Jungs zu finden. Er hatte sie aus ihren Häusern in der Stadt gelockt, sie waren zum Campus ausgeschwärmt, bemüht um studentische Aushilfsjobs in der Verwaltung oder bei der Studentenberatung, ihre Einladung zu Sigerius' alljährlicher Grillparty im Garten

seines Bauernhofs kosteten sie in vollen Zügen aus. Aaron verspürte Neid. Spielte der Mann Theater, oder war er wirklich so guter Dinge?

Blaauwbroek hatte das richtige Gespür gehabt: Es wurde ein historischer Sonntagnachmittag für die Tubantia, zum ersten Mal in der hundertzwölfjährigen Geschichte der Regatta gewann ein Vierer mit Steuermann aus Enschede. Aaron stand auf der windigen Tribüne, als der Jubel um ihn herum ausbrach, eine Explosion aus heiseren Freudenschreien und knirschenden Plastikbierbechern, und weil Corpsstudenten sich immer gemäß der Tradition verhalten, zog der fanatische Kern der jungen Männer am Ufer blitzschnell die Kleider aus, um splitternackt zum Boot zu schwimmen – der Moment, als Aarons Blick auf den Rektor fiel, und was der tat, war alles andere als traditionell. Sigerius warf mit einer heftigen Bewegung seinen halbvollen Bierbecher ins Gras und überquerte die sumpfige Wiese in Richtung Ufer – Aaron war bereits von der Tribüne herabgestiegen und folgte, am Objektiv seiner Kamera drehend, dem Rektor, der sich grinsend seines Anzugs entledigte, alles zog er aus, das Hemd, die Socken, die Unterwäsche, alles bis auf den Schlips, einen Ruderschlips, natürlich hatte er sich eine Clubkrawatte aufschwätzen lassen, in jedem Lokal mit einer Schankgenehmigung war er Ehrenmitglied –, und kurz bevor er zum Kanal sprintete, um mit den Studenten hineinzuspringen, rief Aaron seinen Namen, «Sigerius!», und fotografierte ihn aus etwa vier Metern Entfernung, in voller Größe.

Jonis Vater hatte recht, es *war* gute Arbeit, war ein in jeder Hinsicht phantastisches Foto. Es besaß Dynamik, der Mann, der das Bild füllte, stand auf den Fußballen, ruderte mit den Armen durch die Luft, und obwohl sein Oberkörper bereits auf dem Weg zum glitzernden Wasserband im Hintergrund zu sein schien,

schaute er mit rufendem Mund und furiosem Blick in die Linse. Die Nachmittagssonne tauchte den nackten Körper in scharfes Streiflicht, die Komposition wirkte sorgfältig durchdacht: Sigerius' ausgestreckte linke Hand deutete mehr oder weniger aufs Ruderboot auf dem Kanal in der Ferne, wie bei einem stilisierten Sportfoto, das griechisch-olympische Assoziationen weckt – doch das war lauter Fotografengeschwätz, es lag auf der Hand, warum die Tageszeitungen die Aufnahme haben *mussten*. Noch in Houten diskutierte er eine Viertelstunde lang mit einer PR-Frau der Tubantia University, die meinte, das Foto müsse unbedingt von der Presseabteilung genehmigt werden, was natürlich nicht passierte. Im Gegenteil, am nächsten Morgen wurde er in der Redaktion empfangen, als wäre er Robert Capa. «Natürlich bringe ich das Foto», schnaufte Blaauwbroek, «das schicke ich im Panzerwagen zur Druckerei, und wenn es sein muss, schlage ich neben der Druckerpresse mein Lager auf.»

Seitdem tauchte der nackte Rektor überall auf: vergrößert über dem Tresen im Vereinsheim der Ruderer, auf T-Shirts eines studentischen Debattierclubs in der Stadt, auf dem Plakat für ein großes Sommerfest auf dem Campus. Aaron sah ihn auf Klotüren in Studentenwohnheimen. Und ob Zufall oder nicht, immer öfter war Sigerius Gegenstand wilder Spekulationen, bei den Burschenschaften am Oude Markt, bei Partys in den Wohnheimen auf dem Campus. Angeblich war der Rector magnificus zusammen mit Ruska durch die Sowjetunion und China nach Japan gereist und hatte unterwegs russische Gasthäuser kurz und klein geschlagen; war er nach seinem Durchbruch als Mathematiker in einer amerikanischen Irrenanstalt mit Elektroschocks behandelt worden; existierten Kinder aus einer früheren Ehe, die vollkommen verwahrlost aufgewachsen waren. Man brauchte sich das Foto nur etwas genauer anzusehen, und schon

griff die Verwirrung vom Papier auf einen über. Jeder konnte erkennen, dass sich das, worauf Sigerius' Ohren bereits verwiesen, unter den vornehmen zweiteiligen Anzügen – meistens dunkelblau, manchmal hellgrau oder mit Nadelstreifen – einfach fortsetzte, sich intensivierte; sein Körper, der so unschicklich enthüllt war, sah erschreckend zäh und sehnig aus, hart, unverwüstlich, «gestählt», um es mit einem Sportlerausdruck zu sagen. Man musste sich eine Meinung zu diesem Körper bilden, ebenso zu den deutlich sichtbaren Tätowierungen auf der linken Brust: Auf der Höhe von Sigerius' Herz prangten in billiger dunkelblauer Seemannstinte zwei japanische Schriftzeichen – «Judo», wie Aaron wusste. Von diesen Brandmalen ging eine bestürzende Wirkung aus, denn Tätowierungen waren anno 1995 nicht nur ziemlich selten, sie galten schlicht als ordinär. Und doch passten sie perfekt zu Sigerius' Körperlichkeit, zu dem Affenmenschen, der bei Sitzungen des Verwaltungsrats gern auf den Hinterbeinen seines Stuhls kippelte, bis er sich am Tischrand festhalten musste, und in Kaffeepausen seine Arme wie ein Trapezkünstler in den Schultergelenken rotieren ließ, sich dabei umsehend, als wollte er seine Gesprächspartner noch vor Beginn der nächsten Verhandlungsrunde verprügeln – dunkle Schlüssellocher waren das, durch die der Campus einen kurzen Blick auf den früheren Sigerius werfen konnte, den Rabauken, den Kraftprotz, der seine Jungenbuchkarriere mit zwei Europameistertiteln im Judo begonnen hatte, den Raufbold, für den die Olympischen Spiele in München der Höhepunkt seines Lebens hätten werden sollen.

In Interviews war zu lesen, dass ihr Rektor genau wie Ruska 1972 Medaillenfavorit gewesen war, aber knapp einen Monat vor Beginn der Spiele das Schicksal zugeschlagen hatte: Um eine Puddingschnecke zu kaufen, hatte Sigerius in Utrecht die Bilt-

straat überquert, und mit dem Vorgesmack der zarten Creme im Mund wurde er von einem Motorroller erfasst, dessen eisernes Trittbrett sich quer über seinen Unterschenkel schob: knack, Ende der Karriere als Spitzensportler. Was alle Journalisten, Studenten und Wissenschaftler immer wieder beschäftigte, war die Theorie, dass sich ohne diese nie gegessene Puddingschnecke das wirkliche Wunder in Sigerius' Laufbahn nie vollzogen hätte. Das Wunder der Antonius Matthaeslaan, so nannte er selbst es nach der Utrechter Straße, in der er acht Monate lang, bis zur Leiste eingegipst, in einer kleinen Wohnung im Obergeschoss auf einem Bett gelegen hatte. Im dunklen Winter nach den Spielen von 1972 zog Jonis Vater, gebrochen und am Boden zerstört, aus einer Kiste mit Ausgaben der Boulevardzeitschriften *Panorama* und *Libelle* ein Aufgabenbuch der Niederländischen Mathematik-Olympiade hervor, das sich dorthin verirrt hatte, ein Büchlein voller überaus schwieriger Problemstellungen für überdurchschnittlich talentierte Gymnasiasten, und aus Langeweile rechnete er mit einem Bleistift auf dem Seitenrand daran herum. Am nächsten Morgen war er fertig.

Was an diesem Tag genau passiert ist, welche Gartentüren sich in Sigerius' traumatisiertem Sportlerhirn schlagartig öffneten, das ließ sich nur erraten; Fakt aber war, dass er nach nur drei Jahren an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät in Utrecht sein Studium mit Auszeichnung abschloss, erschreckend brillant promovierte und Anfang der achtziger Jahre mit seiner Familie nach Berkeley, Kalifornien, zog. Und da dann doch noch olympische Gipfel erklimmte: In der *knot theory*, einem Zweig der Mathematik, der zu ergründen versucht, auf wie viele verschiedene Arten ein Tau geknotet sein kann – kürzer und einfacher konnte man seine Arbeit nicht zusammenfassen –, erzwang der Ramanujan aus dem Utrechter Stadtteil Tuinwijk einen Durch-

bruch, für den ihm 1986 während des alle vier Jahre stattfindenden Kongresses der International Mathematical Union die Fields-Medaille verliehen wurde.

Das alles schoss Aaron durch den Kopf, als er die Frau ihm gegenüber erkannte. Trotz ihrer Metamorphose wusste er augenblicklich, wer sie war. Auf dem Platz schräg vor ihm, neben einem Mädchen in einem ziegelroten Kostüm irgendeiner Ladenkette, saß Jonis Mutter. Ein stroboskopisch weißes Licht des Schreckens blendete ihn.

Er war aus einem traumlosen Dösen aufgeschreckt, doch obwohl er immer noch im Schnellzug nach Brüssel saß, Lüttich lag inzwischen hinter ihnen, hatte sich seine Situation während der letzten halben Stunde, die er geschlafen hatte, dramatisch verändert. Der Waggon war jetzt voller Menschen, das Sonntagabendlicht, das durch die Abteifenster fiel, schien mit Blei beschwert; es war belgisches Licht, gebrochen und getrübt durch die leicht abfallende Landschaft. Tineke Sigerius lehnte, wie er in dem Sekundenbruchteil, den er zu ihr hinübersah, bemerkte, mit ihrer Schläfe am Abteifenster und starrte abwesend auf die sich wendrehenden Hügel und Kirhdörfer Walloniens. Sein erster Reflex war fliehen, abhauen, aber den Fluchtweg versperrten Passagiere – aufstehen und zum anderen Ende des Zugs gehen war praktisch unmöglich. Sein Körper benahm sich, als stürmte er in blinder Panik einen steilen Hügel hinauf. So saß er minutenlang da, schwitzend, schnell atmend, sich selbst zur Ruhe ermahmend, in Erwartung der Konfrontation.

Nichts geschah. Wenn ein Hubbel oder ein überraschendes Geräusch Tineke Sigerius von der Aussicht ablenkte, spürte er, dass ihr Blick, ohne zu verweilen, über seine unruhige Gestalt hinwegglitt. *Sie tat, als konnte sie ihn nicht.* Auch sie saß in der Fal-

le, schlussfolgerte er, auch sie wollte das nicht. Offenbar hatte sie sich zufällig ihm gegenüber hingesetzt, einfach nur froh, in dem überfüllten Sonntagabendzug noch einen Sitzplatz gefunden zu haben, und erst als sie in ihre Ecke gekauert dasaß, hatte sie ihn entdeckt. Mit Erleichterung musste sie bemerkt haben, dass er schlief, Glück im Unglück, das ihr die Möglichkeit gegeben hatte, zu Atem zu kommen und sich eine Strategie zurechtzulegen. Sie war in Lüttich eingestiegen, was er bemerkenswerter fand als die Tatsache, dass sie nach Brüssel fuhr. Was wollte Tineke Sigerius in Lüttich? Er hatte sie seit acht Jahren weder gesehen noch gesprochen, und in ihrem Leben konnte es alle möglichen Veränderungen gegeben haben. Vielleicht waren sie und Sigerius aus Enschede weggezogen, vielleicht war er inzwischen Europakommissar, und sie lebten in Belgien? Der Zufall erschien ihm überwältigend groß und ungerecht. Vielleicht hatten die beiden sich auch getrennt, und sie lebte allein dort? Bestimmt hatte sie einen anderen Schwiegersohn, einen wohlhabenden, erfolgreichen. In Selbstmitleid köchelnd, stellte er sich vor, dass Tineke nicht auf dem Weg nach Brüssel war, sondern nach Paris, der Stadt ihrer Enkel, wo Joni schon seit Jahren lebte und arbeitete (ihr amerikanisches Abenteuer konnte höchstens ein paar Jahre gedauert haben, meinte er) und zusammen mit irgendeinem Trottel eine Familie hatte, einem Kerl mit breitem Gesicht, schwarzen, zurückgekämmten Haaren und Platinmanschettenknöpfen – er sah ihn die lackierte Haustür öffnen und die Arme ausbreiten beim Anblick seiner Schwiegermutter auf der Eingangstreppe aus Granit.

Oder irrte er sich? Er schaute kurz zum Fenster in der Hoffnung, dass sein Gewissen ihm einen Streich spielte. Nein, da saß Jonis Mutter. Aber wie mager sie war, sie wirkte regelrecht halbiert; ihre unglaublich schmalen Hüften umspannte eine braune

Hose mit vornehmen Streifen, sie trug einen taillierten Blazer und darunter eine cremefarbene Bluse, an den Füßen Stiefel mit dünnen, eleganten Absätzen – die Tineke Sigerius von früher hätte die durch den Waggonboden gebohrt. Ihre halblangen Haare ergrauten nicht unvorteilhaft und umgaben in einer exakten Welle ihren seltsam eingezogenen Kopf, der etwas ausstrahlte, was die meisten Menschen als tatkräftig, unabhängig und wahrscheinlich sogar als sympathisch bezeichnet hätten, Charaktereigenschaften, an denen er jedoch bereits gezweifelt hatte, als sie gewissermaßen seine Schwiegermutter gewesen war: falsch, oder vielleicht auch einfach schnell beleidigt. Und jetzt kam die Wahrheit ans Licht: Mit dem Fett war auch die letzte Sanftheit verdampft, endgültig, so schien es. Obwohl sie an Fraulichkeit gewonnen hatte, wurde das Ergebnis durch ein Zuviel an schlaffer Haut im Bereich von Wangen und Kinn konterkariert, durch ihre schlabberigen, rosa geschminkten Augenlider, die enttäuscht über ihre Wimpern hingen. Sie sah giftig aus.

Mitglieder der Familie Sigerius gehörten nicht in belgische Züge, sie gehörten nach Twente, wo er sie acht Jahre zuvor zurückgelassen hatte. Um genau solche Begegnungen zu vermeiden, hatte er sich aus dem Staub gemacht. Nicht etwa des guten Essens wegen war er nach Linkebeek gezogen, einen kleinen Ort kaum fünf Kilometer südlich von Brüssel, wo man, so hatte er es bis vor wenigen Minuten noch geglaubt, ebenso unbemerkt von vorne anfangen konnte wie in Asunción oder Montevideo. Er hatte sich sicher und unbeobachtet gewöhnt, Linkebeek war ein Dorf mit mehr Bäumen als Einwohnern, und alles, was von Menschenhand dort krumm und schief errichtet worden war, wurde den Blicken durch rauschendes, knackendes, pochendes Holz entzogen.

Heimlich richtete er sein Augenmerk auf Tinekes Hände. Sie

lagen auf ihrem Schoß, sonderbar zierlich und knochig, deutlich strukturiert. Wie viele Tische, wie viele Stühle, wie viele Schränke waren aus diesen Händen inzwischen hervorgegangen? Jonis Mutter fertigte in ihrer Werkstatt hinter dem umgebauten Bauernhaus Möbel, damals jedenfalls, designartige Einrichtungsgegenstände, die für große Summen ihren Platz in Villen, Büros und Grachtenhäusern überall in den Niederlanden fanden. Jetzt nahm die eine Hand immer wieder einen Finger der anderen und zog kurz daran – verbissen, wie er fand.

Sie waren einander nie sympathisch gewesen, er und diese Frau. Sie hatten sich nicht verstanden. Er erinnerte sich daran, wie er und Joni einmal im Bauernhaus übernachtet hatten. Wie so oft hatte er stundenlang wach gelegen und ein heftiges Verlangen nach Sigerius' Weinkeller verspürt, und schließlich war er aus dem schmalen Gästebett aufgestanden und die Treppe hinuntergeschlichen, durch die kühle Diele hindurch ins Wohnzimmer. Von der Küche aus war er routiniert die knarrende Kellertreppe hinabgestiegen und hatte eine von Sigerius' selbst abgefüllten Flaschen aus dem schmiedeeisernen Regal genommen, um sie, das war der Plan, auf der Anrichte zu entkorken und mit kräftigen Zügen so weit wie möglich zu leeren – in der Hoffnung, sich auf diese Weise die Kante zu geben. Doch als er die Kellertreppe wieder hinaufstieg, hörte er Schritte im Wohnzimmer, sodass er sich im Treppenaufgang verstecken musste. Jemand kam in die Küche, Schränke wurden geöffnet und wieder geschlossen. Auf Zehenspitzen hatte er um die Ecke gespäht, und was er sah, war erschreckend und wenig erfreulich: Sein Blick fiel auf einen abscheuerregenden Rücken, eine Bergwand, wie man sie in Naturfilmen über Südafrika oder die Prärien Arizonas sieht, doch dieses Massiv war aus Fleisch. Es war Tineke. Sechs mehr als deutlich sichtbare Speckrollen zählte er zwischen Ach-

seln und Hinterteil, auf dem mittig eine Art orangefarbener Fetzen hing, als «Slip» konnte man ihn beim besten Willen nicht bezeichnen.

Jonis Mutter öffnete einen Verpackungskarton und schüttete den Inhalt in ihren weit aufgerissenen Mund, die Hälfte fiel daneben, und Schokoladenstreusel regneten auf die Fliesen. Die Schachtel wurde geleert, leer gemahlen, und anschließend stopfte sie sie, zusammengefaltet, tief in den Mülleimer. Er erschrak vor dem fleischigen Rums, mit dem sie sich auf ihre Knie fallen ließ. Die verstreuten Schokoladenstreusel klebte sie mit Spucke an ihre Fingerspitzen und Handflächen. Seine Deckung hatte er inzwischen aufgegeben, und während sie ihre Hände, auf dem Boden kniend, ableckte, drehte sie plötzlich den Kopf um neunzig Grad und sah ihn an. «Hallo», sagte er, als beide sich vom ersten Schrecken erholt hatten. «Ich hatte Durst.» Sie erwiderte nichts, obwohl sie doch zumindest «Ich hatte Hunger» hätte sagen können, stattdessen richtete sie sich mühsam auf und schlurfte schweigend zur Küche hinaus, und erst als er von der Diele aus ihre Schlafzimmertür ins Schloss hatte fallen hören, war auch er wieder zu Bett gegangen.

Und jetzt? Was könnten sie jetzt einander sagen? Für eine Szene, so redete er es sich selber ein, war der Zug zu voll, und darum malte er sich aus, wie eine beherrschte Variante davon verlaufen könnte. Wie geht es dir zurzeit, Aaron? Gott, welchen Widerwillen verspürte er bei dieser Frage. Lieber setzte er die Reise auf dem Dach des Intercitys fort, als eine ehrliche Antwort darauf zu geben. Das Wochenende hatte er bei seinen Eltern in Venlo verbracht, eine allmonatliche Übung, die er auf Anraten seines Arztes unternahm, so wie er alles auf Anraten seines Arztes machte. Es war ein Graus, zugeben zu müssen, dass er krank war, er fand es grauenhaft, dass er nicht ohne Neuroleptika und Anti-

depressiva auskam. Wie teilt man einem anderen mit, dass man nachweislich ein Irrer ist? Wie sollte er dieser Frau sagen, dass er wahnsinnig war? Tineke, ich bin ein Fall für den Psychiater.

Nach dem Debakel in Enschede hatte er kurze Zeit für führende Zeitungen in Brüssel fotografiert, aber nachdem eine zweite schwere Psychose im Winter 2002 um ein Haar fatal für ihn verlaufen war, fanden er und seine Ärzte, dass es reichte. Seitdem klapperte er mit einem zum Fotolabor umgebauten VW-Bus Grundschulen in Brüssel, Beersel, Ukkel und Waterloo ab und machte Pass- und Klassenfotos. Von jedem Gruppenfoto fertigte er mit Hilfe einer Leuchtplatte ein mit Nummern versehenes Silhouettenbild an. Auf einer Website für Nachbestellungen, die er sorgfältig pflegte, konnten Väter, Mütter, Opas und Omas allerlei Formate, Rahmen und Bildunterschriften anklicken. Den Rest seiner Zeit, die Stunden, Tage, Wochen und Monate, während deren sich seine Altersgenossen fortpflanzten, Posten ergatterten, vielleicht sogar den Himmel erstürmten, verbummelte er, ging wie ein Rentner an Werktagen die moosigen Stufen zum Dorfplatz hinauf, kaufte in dem kleinen Buchladen mit dem passenden Namen Once Upon A Time eine Zeitung, holte in der Apotheke gegenüber der jahrhundertealten Platane seine Medikamente ab. Manchmal aß er ein paar Saté-Spieße im Bistro an der Stirnseite des Platzes und schlurfte dann mit einem imaginären Rollator auf den Hügelkamm, wo er sich von seinem großzügigen, schuldenfreien Haus verschlucken ließ.

Laut seinen Ärzten war er ein Patient, der seinen eigenen Zustand «kannte und anerkannte», was bedeutete, dass er seine Tabletten von sich aus einnahm und daher in der Lage war, auf sich allein gestellt zu wohnen. Aber damit war schon alles gesagt. Er führte ein Leben ohne jede Ambition. Die Triebfeder seines Daseins war das Vermeiden geworden – das Vermeiden von Auf-

regung, das Vermeiden von Spannungen, das Vermeiden von Triebfedern sogar.

Er betrachtete seine Knie. Wie wäre es, wenn er hier in diesem überfüllten Abteil über die Details seiner Misere plaudern würde? Ausführlich, konzentriert, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, ein Monolog über Angstzustände während einer Psychose? Ein Vortrag, ein bündiger Bericht, ein episches Gedicht über die unermesslichen, irrationalen Urängste, die er ausgestanden hatte. Die Pendler hingen dicht an dicht an ihren Halteschlaufen, niemand würde abhauen können. Wenn er sich ein wenig Mühe gab, wenn er die richtigen Worte wählte, dann würde vielleicht die Angst, die er beschrieb, auf seine Zuhörer überspringen, zuerst auf Tineke, dann auf das Mädchen in seinem zu kleinen Kostüm und dann auf alle anderen in den Abteilen und Gängen. Und alle würden sie vor Angst vergehen. Seine Angst würde zur Angst eines jeden werden. Zu rasender Panik, als wäre das Semtex in seinem Oberstübchen explodiert.

Mit Sigerius verstand er sich ausgezeichnet. Im Winter des Jahres 1995 bandelte Aaron mit einem intelligenten, selbstbewussten, bildschönen Mädchen an, das Joni hieß, und diese Joni erwies sich als eine Vollblut-Sigerius. Zwei Monate später war er zu seinem eigenen Erstaunen zum Tee bei diesem Mann und dessen Familie. Und das, was am allerunwahrscheinlichsten war, geschah: Ausgerechnet der, der vom gesamten Campus umschmeichelt wurde und dem er als Venloer Schulabgänger atemlos am Fernseher zugesehen hatte, reichte ihm seine schwierige Judohand. Und er ergriff die Hand, begierig, aber auch verwundert. Sie wurden Freunde, und Aaron fragte sich lieber nicht, warum.

Joni und er waren mindestens einmal im Monat, an einem Samstag, zum Essen in dem Bauernhof am Rande des Campus,

einem weiß verputzten, komplett umgebauten Domizil, das so attraktiv war, dass Passanten spontan «Sollten Sie irgendwann einmal umziehen»-Zettel durch den Briefschlitz in der dunkelgrünen Eingangstür werfen. Obwohl er Joni wegen ihrer Anhänglichkeit gegenüber ihren Eltern regelmäßig aufzog («Nicht gleich Papi anrufen», sagte er, als sie plötzlich in Jonis verwaistem, stockdunklem Studentenwohnheim an der Einkaufsstraße De Heurne einen Kurzschluss beheben mussten), hatte er auf diese Besuche immer Lust gehabt. Wenn Joni und er mit dem Fahrrad zum Bauernhaus fuhren, verwandelte sich die Innenstadt von Enschede unter ihren Rädern allmählich in den Wald bei Drienerlo, und der wiederum ging unmerklich in den Campus über, der vier Jahre lang die Kulisse ihrer Beziehung war. An diesen Samstagen erweckte die Tubantia den Eindruck, hochschwanger zu sein. Die summenden Weiden sahen grasiger aus als während der Woche, in seiner Erinnerung fielen die Waldwege leicht ab, sie radelten durch eine nach Pollen duftende Hügellandschaft, in der es vollkommen logisch zu sein schien, dass die Weiher Weiher waren. Das glitzernde Wasser hatte sich an den tiefsten Stellen gesammelt, so wie Hunderte von Gelehrten und Tausende von Studenten hierhingeströmt waren, um genau hier zu brillieren. Man konnte ihre Gehirne leise brummen hören, die Äcker und Bäume und Böschungen wirkten elektrisch geladen von den Milliarden Bits und Bytes, die zu ihren Füßen durch das Campusnetzwerk jagten. Wenn sie abends wieder nach Hause fuhren, herrschte prähistorische Finsternis, und die sanften Hügel waren zu flachen Tälern geworden, die Wiesen und Wälder zu Lagern schlafender Fakultätsgebäude. Angewandte Mathematik lag da wie ein Brontosaurus in seinem Tümpel, der Tyrannosaurus Rex der Technischen Physik reckte sich bis über die höchsten Baumkronen, den schlafenden Kopf inmitten leuchtender Sterne.

Manchmal übernachteten sie auch in dem Bauernhaus, und dann aßen sie am nächsten Morgen warme Croissants mit Marmelade und tranken große Gläser Orangensaft, den Sigerius für sie gepresst hatte, nachdem er im Campusschwimmbad seine vierzig Bahnen geschwommen war, im Hintergrund das Bill Evans Trio, The Modern Jazz Quartet, Dave Brubeck, sanfter Sonntagmorgenjazz, der, wie er es ausdrückte, Salbe auf ihre Morgenlaunen strich. «Stell die Salbe mal ein bisschen leiser», beklagte sich Joni, doch Sigerius überhörte ihre Bitte. Er streckte den Zeigefinger in die Höhe, kniff ein Auge zu und rief mit vollem Mund: «Hört mal!» Seine Frau und seine beiden Töchter schwiegen, ließen brav das Kauen sein und konzentrierten sich, weil sie etwas hinter sich bringen wollten, was sie nicht interessierte, um dann nach rund zehn Sekunden von Sigerius mit den Worten erlöst zu werden: «Herrlich, wie Scott LaFaro um Evans herumspielt. Hört ihr das? Um ihn herum! Ja, jetzt, hier, dieser mäandrierende Bass, hört nur.»

«Papa, ich hasse Jazz», sagte dann Janis, oder Joni, oder alle beide sagten es.

«Hier! Unglaublich. Er ist Vorder- und Hintergrund zugleich, untergeordnet *und* virtuos. Das kann ich nicht leiser stellen. Ausgeschlossen.»

In einem solchen Moment war Aaron derjenige – und eben darin bestand das Fundament ihres Bundes, in der einfachen Tatsache nämlich, dass er ein Junge war und kein Mädchen, obwohl es ganze Volksstämme von Jungen gab, denen Jazz auf die Nerven ging, denen der ganze Jazz gestohlen bleiben konnte –, der die Bemerkung fallenließ, wie schlimm er es finde, dass Scott LaFaro bei einem selbstverschuldeten Autounfall ums Leben gekommen sei und Bill Evans nach diesem fürchterlichen Verlust im Jahr 1961 nie wieder einen Bassisten dieser Klasse gefunden

habe, auch wenn Chuck Israels seinem Vorgänger doch ziemlich nahe gekommen sei, vor allem mit *How My Heart Sings!* Und noch ehe er mit seiner Bemerkung fertig war, sang ein anderes Herz: das des Vaters seiner Freundin, der die Menschheit in Jazzliebhaber und Unwissende aufteilte und schon öfter, auch in Gesellschaft, verkündet hatte, er habe noch nie einen jüngeren Menschen getroffen, der so viel Ahnung von Jazz habe wie er selbst, ein Federschmuck, den er nicht nur immer wieder gerne präsentierte, sondern gelegentlich, wenn niemand zusah, auch zurechtstrich.

Die Samstagabende begannen meistens im Wintergarten, der damals noch nagelneu war und seit den Stemmarbeiten im Jahr zuvor in die Küche mit Kochinsel übergang, wo Tineke schlichte, aber leckere Mahlzeiten zubereitete, nach denen sich die Runde, albern oder ernsthaft diskutierend, in das frühere Herrenzimmer begab, während Tineke ein Tablett hinter ihnen hertrug, auf dem bestrichene Rosinenwecken lagen und die Kaffeetassen abzurutschen drohten, und irgendwann öffnete Joni die Schranktüren, hinter denen sich der angeblich so unwichtige Fernseher verbarg, und ging Sigerius, wie vereinbart, eine Stunde lang nicht ans Handy. Wenn Janis dann gelegentlich (meistens gleich nach *Frasier*, dessen Abspann sie sich schon im Mantel ansah) mit Freunden in die Kneipen am Grote Markt zog und Joni und Tineke so gegen zehn beschlossen, sich einen Samstagabendfilm anzusehen, fragte Sigerius ihn: «Wie wär's mit ein bisschen Musik?», und dann sagte er nicht nein, sondern ja, und sie verschwanden wie zwei Schuljungen mit einer Flasche Whisky im «Musikzimmer», einem Raum im Erdgeschoss, in dem zwei dunkelrote Chesterfield-Sofas, ein sauteurer NAD-Verstärker, ein CD-Player, ein Thorens-Plattenspieler und zwei mannshohe B&W-Lautsprecher auf Stiften und NASA-Schaumgummi stan-

den, den Sigerius im Institut für Technische Physik organisiert hatte, und dort lauschten sie, inmitten gerahmter Fotos von Bud Powell und Thelonious Monk und Bill Evans, den demokratisch und mit beidseitigem Vetorecht ausgewählten, original aus den Staaten stammenden Langspielplatten, die Sigerius in schmalen, hohen, von seiner Frau entworfenen und gebauten Schränken aus gewachstem Buchenholz aufbewahrte.

Jungskram, ebenso wie ihr gemeinsames Judo-Training. In der Diele des Bauernhauses hing ein vergrößertes Foto, auf dem fünf Männer mit kräftigen, nackten Oberkörpern einen Baumstamm bergauf schleppten, Geesink, Ruska, Gouweleeuw, Snijders, erzählte Sigerius ihm, und der zweite von links, der mit den angespannten Brustmuskeln und den kurzgeschnittenen dunklen Locken über dem platten Gesicht, das sei er selbst. Die Judo-Nationalmannschaft beim Training für eine Weltmeisterschaft, fünf- oder sechsendsechzig sei das gewesen. Anton Geesink, mitkämpfender Nationaltrainer, hatte seine Mannschaft in der Nähe von Marseille in den Wald geschickt, laut Sigerius war er ein Schinder, doch sowie Stämme bergauf geschleppt werden sollten, machte er in vorderster Reihe mit. Oben angekommen, wenn alle auf dem letzten Loch piffen, packte er den Stamm an einem Ende und stemmte ihn zitternd ein Dutzend Mal, riss sich die Klamotten vom dampfenden Körper und sprang in einen Gebirgsbach. «Wenn wir ihm danach eine Flasche Wasser gereicht haben, lehnte er ab, weil er fand, es sei schade um seinen Durst», sagte Sigerius, der sehr bald dahinterkam, dass Aaron bis zu seinem neunzehnten Lebensjahr Judo gemacht hatte, und sobald er erfuhr, dass Aaron sogar den Schwarzen Gürtel besaß, brachte er ihn dazu, wieder anzufangen, als Mitglied der Seniorengruppe, die er donnerstagsabends im Sportzentrum auf dem Campus leitete, und als Aaron nach einem halben Jahr «wieder drin» war,

fragte er ihn, ob er nicht Lust habe, zusammen mit ihm für die Dan-Prüfung zu trainieren.

Judo ist ein merkwürdig intimer Sport. Mindestens zwei Jahre lang lagen er und Sigerius einander ein paarmal pro Woche auf der Judomatte in den Armen, intensive, konzentrierte Stunden, in denen sie die Turnhalle für sich allein hatten, geredet wurde kaum. Ein Jahr hatten sie sich gegeben, um an ihren Würfen und der Bodentechnik zu feilen, Sigerius für seinen vierten Dan, er selbst für seinen zweiten. Jedes Training beendeten sie mit todernsten Kämpfen, an die er sogar jetzt noch oft zurückdachte. Und nach jedem Training kroch er ins Bett zu Joni, dem mit aller Fürsorge der Welt erzogenen Augapfel von Sigerius, manchmal im Gästezimmer von dessen Bauernhaus, und dann merkte Aaron, dass Joni entfernt nach ihrem Vater roch, vielleicht wegen des Waschmittels, das Tineke benutzte, er wusste es nicht. Und während er Pheromone mischte – er war ein Überbringer von Körpergerüchen, eine Hummel, die zwischen zwei Körpern derselben Marke pendelte –, spürte er, wie sich sein sonderbares Glück beim behutsamen Vögeln nach dem Training verdoppelte, ihrer beider gedämpftes Stöhnen in Sigerius' Gästebett, seine Hand manchmal fest auf Jonis warmem Mund, damit er seinen unglaublichen Freund ein Stockwerk tiefer nicht weckte.

Sie fuhren durch Löwen. Tineke hatte die Augen geschlossen, sie tat, als schliefe sie, sodass sie füreinander nicht länger existieren mussten. Er bewunderte ihre Kaltblütigkeit. Seit November 2000, dem Jahr, als alles in die Luft geflogen war, hatte er kein Mitglied der Familie Sigerius mehr gesehen. Trotzdem schwirrten sie hartnäckig durch sein Unterbewusstsein, trotzdem träumte er immer wieder von Enschede, und meistens waren es Albträume.

Es begann zu dämmern, das Licht war purpurfarben, silbrig

an den Rändern der schlierigen Wolken, im Spiegelbild der Fenserscheibe sah er seinen kahlen Schädel. Er spürte, dass er ruhiger wurde und betrübt. Ein Kaff entrollte sich entlang eines Kanals, ein magerer Mond stand rätselhaft früh am Himmel. Nachher die schimmelige Dunkelheit von Linkebeek, durch die er zu seinem leeren Haus gehen würde. Die Öde, die ihn dort erwartete, die hohen kalten Zimmer, nach denen er sich in Venlo noch so geseht hatte. Er dankte dem Schicksal, dass es Tineke war, die dort saß und ihn ignorierte, und nicht Sigerius selbst.

Vollkommen gelöst hatte er sich nie gefühlt. Er konnte in Sigerius' Beisein erstarren, buchstäblich, konnte gewissermaßen dramatisch versteinern: Dann verkrampften sich seine Kiefer und erzeugten eine kaum kontrollierbare körperliche Spannung, die sich über seine Nackenwirbel und Schultern auf den ganzen Körper ausbreitete. Stundenlang kämpfte er als Standbild seiner selbst gegen das vollkommene Gefrieren an, während er verzweifelt weiterredete und gleichzeitig darum flehte, dass seine Stimme nicht versagte. Wenn Sigerius ihn in einem solchen Moment umgeworfen hätte, wäre er wie eine chinesische Vase in tausend Stücke zersprungen.

Er empfand ihre Freundschaft als magisch – *bevor* er auf den Campus gekommen war, um dort Fotografie zu studieren, war er als Niederländisch-Student in Utrecht gescheitert, chancenlos gescheitert, seine eigene Universitätsstadt hatte ihn abgestoßen, und hier drang er einfach so bis ins Innerste des akademischen Herzens vor? –, aber auch als eine Lüge. Er gab vor, besser zu sein, als er tatsächlich war. Das fing schon mit dem Jazz an. Eines Sonntags im Bauernhaus, nicht lange nachdem sie einander vorgestellt worden waren, schlürften sie heißen Kaffee aus Tassen mit kleinen Henkeln. Sigerius, abwesend, in Gedanken mit anderen Dingen beschäftigt, erhob sich und ging zu einem hypermodernen

Metallschrank, in dem, wie sich zeigte, ein Plattenspieler stand, und legte eine LP auf. Jazz. Noch ehe er wieder neben seiner Frau auf der langen altrosafarbenen Couch Platz genommen hatte, wusste Aaron, welche Platte es war. Um sicher zu sein, wartete er noch einen Moment, aber es stimmte: Das Thema, das melodische, etwas gefällige Klavierspiel, das war Sonny Clark, und die LP hieß *Cool Struttin'*. Er sah die klassische Blue-Note-Hülle vor sich, auf der zwei Frauenbeine über einen (wie er meinte) New Yorker Bürgersteig gingen. Er sagte, über die Köpfe von Joni und Tineke hinweg: «Schöne Platte, *Cool Struttin'*.»

Sigerius, mit einem erstaunlichen Morgenbart, den heranzuzüchten Aaron eine Woche brauchen würde, riss seine braunen Augen auf. «*Cool Struttin'* ist eine phantastische Platte», sagte er, schärfer, höher, als wäre ein Klavierstimmer am Werk gewesen. «Die kennst du also. *Cool Struttin'* ist die mit Abstand beste LP von Clark Terry.»

Clark Terry? Sigerius irrte sich, das war Aaron sofort klar, er verwechselte Sonny Clark mit Clark Terry, was für ein komischer Fehler, doch er beschloss, ihn nicht darauf aufmerksam zu machen. Es war taktisch unklug, seinem neuen Quasi-Schwiegervater wie ein Schlaumeier auf die Finger zu klopfen, doch vollkommen den Dummen zu spielen, dafür war er zu stolz. «Einverstanden», sagte er, «das war Sonny Clarks beste Band, mit dem kultivierten Philly Joe Jones am Schlagzeug. An den Becken diesmal nicht wie ein Hooligan.»

Augen wie Kuchenteller, für einen Moment, dann plötzlich zusammengekniffen: «*Terry*. Das ist Clark Terry.»

«Das ist Sonny Clark am Klavier», sagte Aaron entschiedener als nötig. «Terry spielt Trompete.»

«Weißt du das ganz genau?», fragte Joni.

Sigerius stand mit einem Ruck auf, schlüpfte an seiner Frau

vorbei und ging mit auf den Fliesen klackenden Schritten zu dem eigenwilligen Stahlschrank, den, wie er später erfahren sollte, Tineke gebaut hatte. Er zog die Hülle hervor, betrachtete kurz Vorder- und Rückseite, stellte sie wieder neben den Plattenspieler und schloss den Schrank. Herausfordernd langsam ging er zurück zur Couch und setzte sich.

«Du hast recht. Natürlich hast du recht. Ich habe Terry verdammt noch mal sogar live gehört, im Kurhaus Scheveningen. Und später noch mal in Boston. Meine Damen, in Zukunft muss ich aufpassen, was ich sage.»

Genau das tat Aaron während der noch verbleibenden Viertelstunde: Sigerius kam nicht dahinter, dass er gar nicht so viel von Jazz verstand und der Titel der Platte von Sonny Clark ein Zufallstreffer war. Er kannte *Cool Struttin'* so gut wegen der Beine, er hatte die Platte mal an einem Königinnentag auf dem Flohmarkt gekauft, weil ihm die Hülle gefiel, sie hatte jahrelang, mit vier Tesastreifen befestigt, an seinem Kleiderschrank gehangen, während die Vinylscheibe auf dem Plattenspieler verstaubte. Er mochte Jazz sehr, doch wenn er ehrlich war, schlug sein Herz eher für Blues und Rock 'n' Roll.

Aber Ehrlichkeit war nicht seine Spezialität. Nachdem Sigerius ihn zum Jazz-Kenner ernannt hatte, zu einem, der über grenzenloses Wissen auf seinem persönlichen Fachgebiet verfügte, zu einem Bruder im Geiste, machte er sich wie ein Besessener an die Arbeit. Noch in derselben Woche ließ er sich in der Buchhandlung Broekhuis von einem nervösen Typen im schwarzen Rollkragenpullover den *Penguin Guide to Jazz on CD* andrehen, eine Jazzbibel mit fünfzehnhundert Seiten, in der, so der Rollkragenpullover, nicht nur die ganze Geschichte des Jazz zu finden sei, sondern außerdem, mittels eines praktischen Sternesystems, die Spreu vom Weizen getrennt werde. Im modernen Antiquariat auf

der anderen Straßenseite kaufte er eine Miles-Davis-Biographie, das Buch *Jazz For Dummies* sowie ein anderes, das *Billie und der Präsident* hieß. In seinem Portemonnaie steckte schon seit Jahren die Visitenkarte eines pensionierten Zahnarztes aus Boekelo, eines silbergrauhaarigen Herrn in roter Hose, der eines Tages in der Mediathek des Campus hinter ihm gestanden und beobachtet hatte, dass er eine LP von Bud Powell entlieh. Der Mann sprach ihn an und sagte, er habe zu Hause achthundert Jazz-Platten, original amerikanische Pressungen, dickes pechschwarzes Vinyl mit Hüllen aus festem Karton, die könne er haben «für einen Gulden das Stück», woraufhin Aaron fast an die Decke ging vor brennendem Begehren. «Ruf mich an», hatte der Mann gesagt, und das tat er noch am selben Abend, und er rief ihn auch weiterhin an, erst zweimal die Woche, dann zweimal im Monat, kurze, freundliche, eilige Gespräche, in denen der Mann immer sagte, er habe gerade zu viel um die Ohren, oder dass er auf gepackten Koffern sitze, um in die Staaten zu reisen, oder er sei krank beziehungsweise werde das bald sein, «ruf mich demnächst wieder an», doch *demnächst* wurde zu einer immer größeren Hürde, die Gespräche bekamen etwas Gereiztes – bis Aaron nicht mehr an ein Treffen glaubte. Schieb dir die Platten meinetwegen sonst wohin. Jetzt aber unternahm er noch einen letzten Versuch und fuhr mit dem Fahrrad raus nach Boekelo. Am Ende des Dorfs klingelte er an der Tür einer Seniorenwohnung, deren Adresse mit der auf der faserigen Visitenkarte übereinstimmte. Ein Türke öffnete die Tür.

Also plünderte er die CD-Abteilung der Mediathek und vertiefte sich, wenn Joni nicht bei ihm war, in die Geschichte des Jazz, als müsste er das Programm für das North Sea Jazz Festival auf die Beine stellen. Konzentriert arbeitete er die Artikel über die Künstler ab, las zuerst über die Granaten, denen die meisten

Seiten gewidmet waren, die Parkers, Ellingtons, Monks, Coltranes, die Davisse, anschließend über die übrigen Stars aus den goldenen fünfziger Jahren, Fitzgerald, Evans, Rollins, Jazz Messengers, Powell, Gillespie, Getz. Er legte ihre Platten auf, notierte biographische Besonderheiten in einem Heft, prägte sich Plattenlabel ein, Blue Note, Riverside, Impulse!, Verve, Prestige. Es war wie zu Beginn seines ersten Studiums, nur mit dem Unterschied, dass man für den scheidticken *Kapellekensweg* von Louis Paul Boon drei Wochen brauchte und für *Giant Steps* nur siebenunddreißig Minuten und drei Sekunden. Bücher waren in der ersten Hälfte der neunziger Jahre seine Hauptbeschäftigung gewesen, monomanes Lesen, ganze Abende lang, an Bushaltestellen, in Wartezimmern, wenn er nachts wach war: Titel abhakend, komplette Oeuvres verschlingend, fünf Jahre Zwangsarbeit, um sein Utrechter Scheitern wiedergutzumachen – jetzt brachte er sich innerhalb von fünf Wochen auf den Stand. Danach wusste er, dass das Eis dick genug war. Weitere fünf Wochen später stand er neben Sigerius in der Jazzkneipe De Tor und lauschte, an einem Whisky nippend und im Vertrauen auf das Jazz-Implantat aus Silikon, dem Piet Noordijk Kwartet.

Betrug? Natürlich. Aber in diesem Bauernhaus logen alle. Die gesamte Familie rang verstoßen mit der Wahrheit. Obwohl er wusste, dass es eine fadenscheinige Entschuldigung war, sagte er sich, dass jeder im Bauernhaus seine Geheimnisse gehabt hatte – Sigerius, Tineke, Joni, er, jeder verschwieg etwas. Wie lange hatte er nicht gewusst, dass Janis und Joni gar nicht Sigerius' Töchter waren? Lange. Und am liebsten hätte man es ihm nie gesagt. Über die tatsächlichen Familienbande wurde nicht gesprochen. Manchmal konnte der Eindruck entstehen, dass sie darüber selber nichts mehr wussten.